



Deutsche Eroberungen im Welschland.

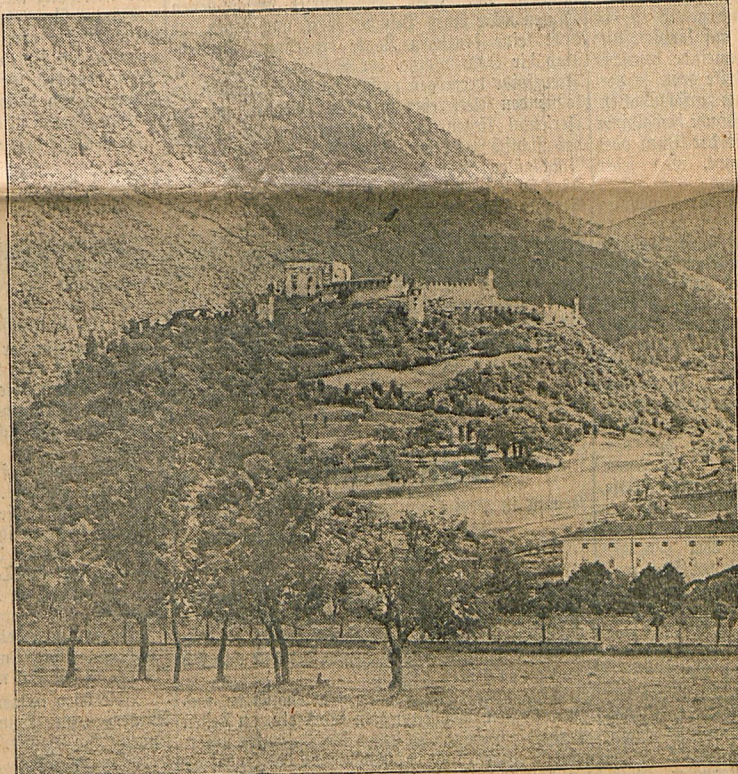
Über die Lage unserer Stammesgenossen auf den Sprachinseln da unten im Süden kommen alljährlich mehr oder weniger tröstliche Berichte. Sie sagen uns, was not tut, man greift in den Beutel und fühlt sich der Sorge um das Schicksal jener Landsleute durch das Walten des wohlorganisierten Schulvereins überhoben. Aber seine Tätigkeit, so segensreich sie sich entfaltet hat, genügt noch nicht, den wackeren Volksgenossen den schweren Kampf mit den sie umringenden feindlichen Elementen zu erleichtern. Man muß den Bewohnern der Sprachinseln neben der materiellen auch die moralische Hilfe bringen können, ihnen durch persönlichen Zuspruch das drückende Gefühl der Vereinamung nehmen und durch häufigeren Besuch das Vertrauen auf eine Besserung ihrer Lage geben. Warum die Sprachinseln sich so geringen Zuspruchs seitens der reisefrohen Deutschen erfreuen? fragt sich der Kenner der Verhältnisse. Jene Siedlungen sind reich an landschaftlichen Schönheiten und stehen vielfach in keiner Weise hinter den Reizen starkbesuchter Hochtäler der Schweiz und des deutschen Tirols zurück. Aber die Mängel der Verkehrs- und Verpflegungsmöglichkeiten hält gar viele von einem Besuch der Sprachinseln zurück. Gewiß ist es nicht jedermanns Sache, sich auf unwegsamen Saumpfadern zu den stillen Gebirgsgegenden hinaufzuschlingeln, die außer der Fräulichkeit und Sauberkeit schlichter Bauernhäuser so gar nichts von einem modernen Komfort aufzuweisen haben. Wer es dennoch wagt, findet dort oben bei treudeutschen Leuten für seine Mühe Lohn, der reichlich lohnt.

Gar vieles ist in dem letzten Jahrzehnt auch im Punkt des Verkehrs und der Verpflegung besser geworden. Zu der am ärgsten bedrängten Deutschen in Welschtirol gehören die Bewohner des Ferrentales und der am meisten nach Süden vorgeschobenen Gemeinde Luern. Dort oben im Herzen des völlig verwelichten Trentino wohnt

ein kernhaft Geschlecht, das sich sein Deutschtum durch all die Jahrhunderte hindurch zu wahren gewußt und den Lodungen der Irredentisten ebenso erfolgreich widerstanden hat wie ihren Drohungen. Es scheint, als ob gerade die Nähe der Hochburg der Welschen, Trient, den Mut und die Ausdauer unserer Landsleute gestärkt hat. Ein wichtiger

tagen erfolgte Eröffnung der Bahn Trient—Venedig hervorgebracht. Eigentlich war es ja nur eine Fortführung der Suganerbahn bis zur Lagunenstadt, aber die Kunde von der Vollendung der Bahnlinie hatte ungezählte Tausende von Touristen nach Trient gelockt, und von hier brachte die Bahn das reisige Volk in einer knappen Stunde nach dem uralten deutschen Bollwerk, der stolzen Feste Perjen, die jetzt den Mittelpunkt für die deutschen Siedlungen in Luern und im Ferrental bildet. Der Erwerb der Burg und der zu ihr gehörigen Liegenschaften ist im wahren Vortriebe eine Eroberung deutschen Landes im Herzen feindlichen Welschlands. 500 Jahre lang war Burg Perjen Sommerresidenz der Bischöfe von Trient, die sie vom Hause Habsburg gegen Austausch von Ländereien bei Bozen erhalten hatten. Weit früher befand sich die Burg im Besitz Ludwig des Brandenburgers, des Sohnes des Kaisers Ludwig und Gemahls der Margarete Maultash, Gräfin von Tirol. Der brandenburgische Markgraf hatte die Burg den Herren von Carrarra mit Waffengewalt abgenommen. Vor diesen saßen bayerische Dynastengeschlechter als die Herren auf der Burg, die in der Zeit der Longobarden errichtet und von Kaiser Karl dem Großen und Otto dem Großen zum Schutze gegen Einfälle von Süden her stark besetzt worden war. Die heutige Gestalt der Burg ist das Werk deutscher Baumeister des 16. Jahrhunderts, in dem das Deutschtum auch in Trient noch in voller Blüte stand. Wiederholt haben deutsche Kaiser im Laufe eines Jahr-

Aus dem Welschlande.



Die Perlenburg im ferrentale.

tausend ihr Quartier auf Burg Perjen aufgeschlagen, die mit Recht den Ruf der schönsten Schloßanlage von Südtirol genießt. Vor 15 Jahren hatte sich Kaiserin Friedrich vergeblich bemüht, das herrliche Besitztum zu erwerben. Die künftige Fürstin gedachte, nach einer zeitgemäßen Umgestaltung hier einige Monate im Jahre residieren zu können. Allein der bishöfliche Eigentümer schraubte die Forderungen ins Ungemessene und ließ durchblicken, daß er eine protestantische Fürstin ungern als Nachfolgerin

Factor kam ihnen in ihrer Treue zum alten Volkstum zu Hilfe: der Uebergang der Burg Perjen in deutsche Hände und gleichzeitig auch die Führung der Eisenbahn von Trient durch das Suganertal. Noch vor mehr als 10 Jahren hatten sich mehr als 100 deutsche Touristen zu den Luernern und Ferrentalern hinauf „verirrt“. Heute erhalten auch sie ein gut Teil von dem Fremdenstrom, der sich von Trient aus in das Valugana- und die Seitentäler ergießt. Den größten Umschwung in den Verhältnissen aber hat die in den letzten Jahr-

auf einem Schlosse sähe, das bisher als Hort der ihm politisch nahestehenden Irredentisten galt. Zehn Jahre später bot er seinen Freunden das Bestium zum Kauf an. Sie wollten jedoch nur wenig zahlen. Einige Münchener Herren gaben durch einen Vertrauensmann ein höheres Gebot ab und der Kauf kam zustande. Die Freude unter den Deutschen der Umgebung war groß. Denn jene Münchener Herren waren ihnen als tatkräftige Förderer des Deutschtums in welschen Landen hinreichend bekannt. Es bildete sich die Gesellschaft Burg Perlen, die sich auf der einen Seite die Erneuerung der Schloßanlage, dann aber auch die tatkräftige Unterstützung der nahen deutschen Siedelungen angelegen sein ließ. Ja, die Gesellschaft ging noch einen Schritt weiter: sie gründete an den Ufern des nur eine halbe Wegstunde von der Burg entfernten St. Christophsees eine neue deutsche Villenkolonie. Was in dem kurzen Zeitraum von fünf Jahren auf dem Schloß und an dem See Neues und Schönes geschaffen worden ist, das ließe sich in dem hier zur Verfügung stehenden Raum auch nicht annähernd würdigen. Es mag für heute nur festgestellt werden, daß Burg Perlen und die Villenkolonie am See seit dem Tage der Eröffnung der Bahn Trient—Venedig zum Sammelplatz ganzer Touristen-schwärme geworden ist, die für die Schöpfungen deutschen Gemeinseins nur Worte höchster Anerkennung finden. Noch nie zuvor hatte die Burg so viele Gäste beherbergt, wie jetzt in diesen Regentagen, die zahllose Sommerfrischer aus dem Norden Tirols und aus der Schweiz hinabtreiben nach dem sonnigen Süden. Und gewiß ist das nicht die schlechteste Eroberung, auf landschaftlich reizvoller Stätte eine große Gemeinde deutscher Männer, denen der Sinn ins Weite geht, zu versammeln und für einige Tage lang zurückzubalten. Wieviel dabei auf das Konto der Pracht hochalpiner Umgebung, der Sehenswürdigkeit der Burg oder der Küche der Burgherrin kommt, mag jeder einzelne Gast entscheiden, der das Glück gehabt hat, schöne Stunden im Vannkreis der Hügelburg Perlen zu verleben.

Selten einer, der von der Burg Abschied nimmt, unterläßt es, zu den wackeren Deutschen im Ferrental hinaufzuleitern, die jetzt in Perlen ihre Trugburg sehen. Ein merkwürdiges Tal! Auf der Westseite einige Dörfler von unverkennbar italienischem Charakter. Auf der Ostseite die deutschen Ortschaften Gereut, Eichberg, Floruz oder Vierhöft, St. Franz, St. Felix, St. Lorenz, Palai. Drüben bei den Welschen heiteres Nebeland, hüben bei unseren Deutschen dichter Wald, dort sonnenbeglänzte fruchtbare Hänge mit vorzüglichen Straßenverbindungen, hier im Osten, auf der Schattenseite des Tals, zerstreute Höfe, nur an einigen wenigen Punkten zu mehreren vereint. Zu ihnen gelangt man nur auf schmalen Saumpfadern. Der Boden, der dem deutschen Bauern gehört, gibt geringen Ertrag. Man muß staunen, daß er seine Scholle nicht schon längst verlassen hat. Ueberall anders fände er reichlicheren Lohn für seine schwere Arbeit. Das brauchte man ihm erst nicht zu sagen. Denn der Herbst und Winter sieht ihn als Straßen- und Wagnarbeiter in Norditalien, im Salzburgerischen, in Westfalen. Auch Amerika kennen viele Ferrentaler nicht bloß vom Hörensagen. Aber alle, die „draußen“ waren, zieht es immer wieder magnerisch zurück in die dürftige Heimat, welche ihre Vorfäter ebenso liebten wie die heutige Generation. Wohl hat es nicht an lockenden Angeboten von welscher Seite gefehlt, von deutscher Art zu lassen. Aber alle Romanisierungsversuche sind an dem treudeutschen Sinn der Ferrentaler gescheitert.

Ein erhabenes Beispiel energischen Festhaltens an dem Deutschtum bietet die Gemeinde Palai. Sie ist die zahlreichste und zugleich ärmste. Am höchsten gelegen, 1600 Meter, läßt der Boden der Palai nur kärgliche Wiesen, etwas Karstoffeln und Kraut gedeihen. Bei all der schreienenden Dürftigkeit fühlt er sich wohl. Er weiß, daß eine Besserung seiner Lage durch Seiraten mit italie-

nischen Mädchen aus den wohlhabenderen Nachbar-gemeinden herbeigeführt werden könnte. Aber sein Deutschtum geht ihm über alles. Es kommt wohl vor, daß eine Palaierin einen welschen Burichen heiratet. Aber dann muß sie auch von Palai Abschied nehmen. Es ist noch nicht lange her, daß die Gemeinde mit verhältnismäßig schweren finanziellen Opfern eine ortsanständig gewordene Italienerin zur Aufgabe ihres Wohnortes veranlaßte, einzig aus dem Grunde, eine Vermischung mit welschen Elementen in der Gemeinde zu verhindern. Man könnte da meinen, die Palai-er ständen sich nicht besonders gut mit ihren Nachbarn auf der italienischen Seite. Weit gefehlt! Das Verhältnis untereinander wird auch durch gelegentliche Streitigkeiten einzelner kaum je getrübt. Den Welschen, nicht nur im Ferrental, sondern mehr noch in Valugana und in Luzern, muß zum Lobe nachgesagt werden, daß auch sie sich die Pflege eines freundschaftlichen Verhältnisses zu den Deutschen stets angelegen sein lassen. Wo Ausnahmen stattfinden, sind sie lediglich auf die Hebereien der von draußen hereinstürmenden Irredentisten zurückzuführen. Nun erleben auch die braven Palai-er frohe Tage. Auf eine solche Fülle deutscher Gäste, wie sie in diesem Sommer heraufkommen, war man gar nicht gefaßt. Gott-seidank gibt es da oben keine Quartiernot! Und an einer gutedeutschen Verpflegung mangelt's auch nicht. Vor allem können die Palai-er ihren Gästen etwas bieten, was sie unten im welschen Etstal nicht zu sehen bekommen. Der Stübsee mit seinen dunklen, von einem Felsengürtel umschlossenen Fluten wäre eines Besuches wert, auch wenn wir dort keine deutschen Laute vernehmen könnten. Und die Schrumpspe, der Schwarzfösel und die Kreuzspitze vermögen auch einen Hochtouristen zu lohnenden Klettereien zu locken. Ähnlich wie im Ferrental liegen die Verhältnisse in Luzern, das südlich von der Burg Perlen liegt. Mit Glücksgütern ist auch diese Gemeinde nicht geegnet. Aber sie hat sich aus ihrer Abgeschlossenheit durch Straßenanlagen selber erlöst. Noch vor 5 Jahren zählte man den Sommer über insgesamt nur 35 deutsche Gäste. Ihre Zahl hat sich heute in einer Woche verzehnfacht. Neues Leben spricht auch hier an allen Ecken und Enden hervor. Das hat nicht zum wenigsten die deutsche Schule bewirkt, für deren Erhaltung und Weiterausbildung der Deutsche Schulverein das Möglichste tut.

Joseph Sonntag.

Sein Dämon.

Roman in zwei Abteilungen von Franz Treller.

(Nachdruck verboten.)

1. Kapitel.

Im Staate Tennessee, unweit Covington, lag die Heil- und Pflegeanstalt Dr. Boltons für Geisteskranke, die von der Behörde konfessioniert war und sich eines guten Rufes erfreute.

Eine hohe Mauer faßte Gartenanlagen und einen kleinen, wohlgepflegten Park ein, an dessen Rande die Gebäude, in denen die Patienten untergebracht waren, und das Wohnhaus des Inhabers der Anstalt lagen.

Alles hatte ein vornehm ruhiges Gepräge. Die Zahl der Kranken, welche unter der Obhut Dr. Boltons hier weilten, war nicht sehr groß, denn das Honorar, welches in Marylodge gezahlt werden mußte, war zu hoch, so daß nur sehr begüterte Leute ihre Angehörigen dieser Anstalt anvertrauen konnten.

Sie betrug selten nur mehr als einige zwanzig. Marylodge lag einsam im Walde, nur durch einen schmalen Fahrweg mit der Hauptstraße verbunden und entfernt von jeder menschlichen Wohnung.

Selbst um zur nächsten Bahnstation zu gelangen, brauchte man einige Zeit, von da aus

war freilich Covington und selbst Memphis in kurzer Zeit zu erreichen. Marylodge war ein stilles, ruhiges Asyl für geistig Leidende.

Daß besondere Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, ein Entweichen der Patienten zu verhindern, lag in deren eigenem Interesse.

An dem Hause, in welchem diese unter Aufsicht von Wärtern und Wärterinnen wohnten, zeigten sich einige vergitterte Fenster, das war aber auch alles, was an dem freundlichen Gebäude an eine besondere Bestimmung erinnerte.

Eingang in Marylodge zu finden, war nicht ganz leicht. Die hohe Mauer war nur durch einen Vorweg unterbrochen, der in das Innere führte, und wurde von einem Pförtner bewacht, der in einem kleinen Häuschen daneben wohnte.

Eine kleine Tür in einem der Torflügel erlaubte Fußgängern einzutreten, ohne daß das Tor geöffnet wurde.

In einem schönen Sommernachmittage, der den Schatten der alten Platanen und Eichen sehr begehrenswert machte, sah man an einem der im Freien aufgestellten Tische, für den ein anmutiges, süßes Plätschen unter einigen Bäumen hergerichtet war, drei wohlgeleitete Herren in verschiedenem Lebensalter sitzen, von denen zwei Domino spielten und der dritte zu h.

Unweit von ihnen hatte sich ein noch junger Mann von hoher Gestalt, kräftigen Körperformen und mit einem nachdenklichen, ernsten Gesicht, das ein blonder Vollbart umrahmte, niedergelassen und las. Kleidung und Haltung ließ auf den Mann aus guter Gesellschaft schließen. Er schien so in seine Lektüre vertieft zu sein, daß er von dem zwischen den Spielern gelegentlich ausbrechenden Streit oder dem Gelächter des Zuschauenden nichts zu vernehmen schien. Vielleicht war er auch an ähnliche Szenen gewöhnt.

Sedenfalls war Mr. Weller eine ungewöhnliche Erscheinung in dieser Umgebung, durch sein Neuzeres, wie durch die vornehme Ruhe seiner Haltung, die sehr von der der anderen Herren abstach.

Zwei junge Damen kamen den Kiesweg entlang, der von des Doktors Hause herführte. Beide waren hübsch, nur daß das Gesicht der einen einen krankhaft nervösen Ausdruck hatte, während die andere ein Bild frischen Lebens war.

Es war eine der Patientinnen der Anstalt, die in Begleitung Miß Boltons nahte.

Die Dominospieler nahmen gar keine Notiz von dem Erscheinen der Damen, und auch Mr. Weller gab sich den Anschein, sie nicht zu bemerken.

Aber gerade auf ihn war die Aufmerksamkeit der Beiden gerichtet.

Miß Winter, die Kranke, sah mit einem Miß-zärtlicher Blick zu ihm hin, aber auch Miß Nelly Bolton, die Tochter des Hauses, ließ erkennen, daß dieser Patient ihr Teilnahme abnötigte.

„So vertieft in Ihre Lektüre, Mr. Weller?“ fragte sie.

Der so Angeredete erhob sich, verbeugte sich und erwiderte: „Die Damen mögen entschuldigen, ich sah Sie in der Tat nicht kommen.“

„Sie lesen immer, Mr. Weller,“ äußerte Miß Winter, „wie können Sie Gefallen am Lesen finden? Ach lese nie.“

„So entgegen Ihnen viel Genüsse, Miß Winter.“

„Ah bah, in allen Büchern stehen nur Torheiten.“

„In vielen, gewiß.“
„Torheiten, Torheiten — ich habe es satt,“ murmelte sie, „lesen Sie nicht, kommen Sie mit uns!“ Und wiederum traf Mr. Weller ein zärtlicher Blick.

„Ach bedauere unendlich, mir diese Freude ver-lagen zu müssen, aber wie Sie wissen, habe ich einen kranken Fuß.“

„Kranker Fuß, kranker Fuß,“ sagte die Dame wieder, „was ist ein kranker Fuß? Ein krankes Herz ist schlimmer.“

Miß Bolton, deren Blicke während dieser Unterhaltung mit wirklicher Anteilnahme auf dem männlich schönen Gesicht des Mannes geruht hatten, sagte: „Lassen wir Mr. Weller bei seinen Büchern, Miß Winter, und erfreuen wir uns an dem Waldbesuch.“

„Nein, er soll mitkommen; warum kommt er nicht mit?“

Ohne auf diese Neußerung zu achten, fuhr Miß Nelly, deren hübsches Gesicht etwas Offenes und Ehrliches hatte, fort: „Sie leiden noch immer?“

„Es sind rheumatische Schmerzen, wie Ihr Vater sagt, sie werden bald wieder vergehen.“

„Ich wünsche, daß es bald geschieht. Werden Sie heute abend bei uns speisen, Mr. Weller?“

„Ja.“

„So sehen wir uns bei Tisch wieder.“

Sie grüßte freundlich und ging mit ihrer Gefährtin, die eine unglückliche Liebe ins Irrenhaus gebracht hatte, weiter. Weller hörte noch, wie sie sagte:

„Warum geht er nicht mit? Er sollte mit uns kommen.“

Ein mitleidiger Blick Mr. Wellers folgte der Kranken, dann wandte er sich wieder zu seinem Buche.

Mr. Weller sprach zwar sehr gut englisch, ein Kenner aber würde heraus gehört haben, daß es von einem Deutschen gesprochen wurde. Nach einiger Zeit erschien auf demselben Wege, den die beiden Damen hergekommen waren, ein etwas beleibter Herr im hellen Sommeranzug, dessen Brust viel Wäsche zeigte. Das schneeweiße, kurz gehaltene Haar war von einem Panamahute bedeckt.

Mr. Wellers Miene wurde ungemein finster, als er den Mann kommen sah, doch nur für einen Augenblick, dann zeigte er wieder das ruhige, nachdenkliche Gesicht wie bisher.

Dr. Bolton, der Besitzer von Marylodge und Leiter der Heil- und Heilanstalt, hatte ein volles, glattrasiertes Gesicht von frischem Aussehen. Mochte es der Beruf des Irrenarztes mit sich bringen, der gewohnt ist, seinen Patienten scharf ins Auge zu fassen, mochte es Charakteräußerung sein oder beides zugleich. Das graue Auge des Mannes hatte etwas Stechendes und Unheilvolles, das selbst durch das behäbige Gesicht und den Ausdruck von Bonhommie, der gewohnheitsgemäß darauf zu haften schien, nicht gemildert wurde. Wenigstens schien es unbefangenen Beobachtern so; die Kranken fürchteten das Auge ungemein.

Dr. Bolton warf einen Blick auf die Dominospieler, die sich trefflich zu unterhalten schienen und wandte sich dann Mr. Weller zu, der in sein Buch sah.

„Nun, Mr. Weller, herrlicher Tag heute, wie?“

Wie befinden wir uns?“ „Trefflich, lieber Doktor,“ antwortete der Patient mit unbewegter Miene, „das Reizen im Wein hat bedeutend nachgelassen, ich kann fast ohne Schmerzen auftreten.“

„Nun, sehen Sie! Lassen Sie sich nur fleißig die Einreibungen machen. Es wird bald ganz verschwinden sein. Was lesen wir denn so andachtsvoll?“

„Goethes „Italienische Reise.““

„Und deutsch?“ sagte der Arzt, in das Buch blüend, „daß Sie so viel Vorliebe für das Deutsche haben? Lesen Sie unsere heimischen Humoristen von Lorenz Sterne, die werden Sie besser unterhalten, als der gelehrte Goethe. Sie befinden sich sonst ganz wohl, Mr. Weller?“ Das Auge des Arztes haftete an dem Kranken mit dem stehenden, fast drohenden Ausdruck, der ihm eigen war.

„Ganz wohl.“ erwiderte dieser, dessen Blick ruhig dem des Arztes begegnete, „bis auf die rheumatischen Schmerzen.“

„Das geht vorüber. Freue mich Ihres Wohlbehindens herzlich. Ja, Marylodge ist ein vorzüglicher Aufenthalt, so recht geeignet, das Nervensystem zu kräftigen und wieder auf den normalen Stand zu bringen. Die köstliche Waldbucht, die

feierliche Ruhe ringsum sind wunderbare Heilmittel. Sie speisen bei mir, Mr. Weller?“

„Ich habe bereits Miß Nelly zugefagt.“

„So? War das Kind hier? Ein treffliches Mädchen — eine wahre Stütze für mich. Ihr Umgang wirkt auf die armen leidenden Patientinnen ungemein wohlthuend. Also finden Sie sich pünktlich ein, Mr. Weller, wir spielen nach Tisch eine Partie Billard.“

Der Doktor nickte Weller freundlich zu, wechselte einige Worte mit den Dominospielern und ging nach dem größeren Hause.

Nach einigen Minuten klappte Mr. Weller sein Buch zu und schritt etwas hintend an einem Stocke in den waldigen Park hinein.

Er war kaum einige Schritte gegangen, als die Glocke am Eingange in Bewegung gesetzt wurde, deren scharfer Klang weithin vernehmbar war.

Der junge Mann blieb stehen und schaute nach dem Torweg hin, den er durch eine Oeffnung in den Büschen erblicken konnte.

Der Pförtner, ein herkulischer Mann, erschien und öffnete die kleine Tür in dem einen Flügel des Tores, um gleich darauf zwei Männer einzulassen, von denen der zuletzt Eintretende, der einige Werkzeuge in der Hand trug, den Handwerker nicht verleugnete.

Kaum erblickte Weller diesen, als er jäh zusammenzuckte, während ein unbeschreiblich freundlicher Ausdruck seine Züge belebte.

„Herr des Himmels,“ flüsterte er deutsch, Zufall oder Absicht? O Gott, o Gott, sendest Du mir endlich Hilfe?“

Er sah, wie der Pförtner die beiden Männer nach dem Hause wies, in dem der Doktor verschwunden war, und wie diese dort von einem Wärter eingelassen wurden. Den ersten kannte Weller, es war ein Schlossermeister aus Covington und hatte öfters in Marylodge zu tun. Und der andere? —

Rangsam trat Weller aus den Büschen und ging hintend nach dem Hause zu, den Blick gesenkt, denn er fürchtete, daß ihn sein Auge verraten würde. In der Nähe des Einganges ließ er sich an einem Tisch nieder, öffnete sein Buch und richtete die Blicke darauf, während er unruhig atmete und mit aller Anstrengung nach dem Hause hinhorchte. Er mußte alle seine Kraft anstrengen, seinem Gesicht den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck zu verleihen.

Nach einiger Zeit hörte er die Schritte die Treppe hinabkommen und vernahm die Stimme des Doktors.

„Hätte nicht geglaubt, daß die Arbeit so schwierig wäre.“

„Ganz unmöglich, sie jetzt vorzunehmen, dazu sind andere Werkzeuge nötig, und ich muß verschiedene Teile erst noch schneiden.“

„Aber es muß rasch gemacht werden, die Klingelzüge sind sämtlich in Unordnung.“

„Morgen, Sir, morgen! Ich schicke Ihnen den Mann her, er weiß jetzt, was er zu tun hat und wird es pünktlich ausführen.“

„Und der Mann ist auch sonst zuverlässig. Sie wissen, welche Unannehmlichkeiten ich durch den Irlander hatte, der sich mit den Patienten einließ und deren Briefe mit fortnahm.“

„Der ist zuverlässig und außerdem schwerhörig — von dem haben Sie nichts zu befürchten.“

Der Doktor trat mit dem Schlosser aus dem Hause und hinter ihm der Schlossergehülfe, eine unterlechte, breitschulterige Gestalt, der mit einem schnellen Blick, welcher keineswegs zu seinem wenig Intelligenz verratenden Gesicht paßte, den Mann überflog und bemerkbar zusammenzuckte als er den in sein Buch starrenden Mr. Weller streifte. Gleich darauf zeigte er wieder seine fast stumpfsinnig zu nennende Miene.

„Also Sie halten den Mann da für die Aufgabe geeignet, er sieht mir gar nicht so aus,“ sagte der Doktor mit einem Blick auf den Gehülfe, ohne sich, da dieser schwerhörig war, Zwang anzutun. „Das Neuzer täuscht, er ist mein bester Arbeiter, Sir.“

„Na, schicken Sie ihn her, wir wollen dafür sorgen, daß er kein Unheil anrichten kann. Laien täuschen sich ja zu leicht über den Zustand der Patienten, wie wir sie hier haben.“

Einen Augenblick begegneten sich die Blicke des Gehülfen und Mr. Wellers, unbemerkt von den anderen. Freude drückte das Auge des Kranken aus, zur Vorsicht mahnte der Blick des Schlossers.

Der Meister verabschiedete sich von dem Direktor, winkte seinem Gehülfe, und nachlässig die Mühe zum Gruße für den Doktor berührend, folgte ihm dieser, ohne der Umgebung irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken.

Während die beiden Leute hinausgelassen wurden, sagte Bolton zu Mr. Weller: „Man hat Sie wohl von Ihrem Lieblingsplakate vertrieben?“

„Die Herren wurden sehr geräuschvoll,“ erwiderte dieser ruhig, obgleich ein leichtes Zittern seiner Lippen die innere Aufregung verrät.

„Hahahaha!“ lachte der Doktor und zeigte sein kunstvoll gearbeitetes heißes Gebiß.

„Mr. Forster ereifert sich gar zu gern beim Domino. Ueberhören Sie die Tischglocke nicht, Mr. Weller.“

„Nein.“

Der Kranke sah wieder in sein Buch, stand aber nach einiger Zeit wieder auf und wandelte die Parkwege entlang.

Er wußte, daß stets mindestens zwei Wärter im Park umhergingen, wenn Patienten im Freien waren, und hüte sich darum, die Erregung, die ihn augenscheinlich überkommen hatte, zu äußern. Inmitten eines bedeckten Gebüsches angelangt, atmete er tief auf und sein Gesicht zeigte den Ausdruck eines tieferen Glückes.

„O, mein Gott, ich danke Dir, noch bin ich nicht verlassen.“

Sich gleich darauf schen und hochend umblüend, schritt er dann weiter.

Nach einigen Schritten sah er die hohe und glatte Mauer vor sich, die ganz Marylodge einfaßte.

So groß war die Vorsicht des Leiters der Anstalt, um etwaigen Fluchtversuchen seiner Kranken vorzubeugen, daß alle der Mauer nahe stehenden Bäume gefällt waren, um zu verhindern, daß von einem Aste aus der Weg zu dieser gefunden werden konnte.

Am Fuße der Mauer zeigte sich nur kurzgehaltener Rasen.

Weller blieb stehen und betrachtete den steinernen Ring, der ihn von der Außenwelt trennte.

Das Nahen eines der die Aussicht führenden Wärter verdeckte seine Gedanken.

„Nun, Mr. Weller,“ sagte der Wärter, wie alle Bedienten dieser Anstalt, ein Mann von sehr kräftigen Körperformen, dessen Gesicht aber etwas Gutmütiges hatte, „betrachten Sie sich die Mauer, Sie sehen sich wohl hinaus?“

„Nein, ich bin zufrieden hier.“

„Das freut mich! Es wäre auch nicht gut für Sie, wenn Sie noch einmal einen Fluchtversuch machen würden. Sie würden länger eingesperrt werden, als das vorige Mal.“

Es lief wie ein Frösteln über den Leib des Angeredeten bei der Erinnerung, die der Wärter wachrief, aber er sagte doch mit Ruhe: „Ich denke nicht daran, fortzulaufen, ich weiß ja, daß der Herr Doktor mein Bestes will.“

Mr. Weller hatte in der Tat vor einigen Monaten einen Fluchtversuch aus Marylodge gemacht, der, obgleich mit Kühnheit geplant, durch die Wachsamkeit der Wärter verhindert wurde. Er hatte, als er angegriffen wurde, vier kräftigen Männern einen erstaunlichen Widerstand entgegen gesetzt, so daß es diesen nur mit Mühe gelang, ihn zu überwältigen; Geisteskranke entwickeln oft erstaunliche Körperkräfte. Zwangsjacke, Einzelhaft, die schauerhafte Tortur des auf den Schädel regelmäßig niederfallenden Wassertropfens, die allein geeignet ist, einen Menschen wahnsinnig zu machen, waren die Folgen dieses Versuchs, die Freiheit zu gewinnen, gewesen.

Die geistige und körperliche Widerstandskraft des Kranken schien hiernach gebrochen, die durch ein nervöses Fieber noch weiter herabgestimmt wurde.

Dr. Bolton, der gerade um diesen Patienten sehr besorgt war, stellte ihn mit Sorgfalt und guter Pflege wieder her, und seitdem ging der kaum dreißig Jahre alte Mann still und ergeben daher.

„Sie werden wieder ganz gesund werden, Mr.

anderen Bewohnern seiner Anstalt zuweilen geschah.

Einmal im Laufe dieser Monate war ein Beamter des Staates in Maryland erschienen, um die Anstalt zu inspizieren; der Mann, der bei Doktor Bolton vorzüglich geküßt hatte, fand dann alle Einrichtungen vorzüglich, was sie auch in der That waren. Bis auf einige schwere Fälle von geistiger Umnachtung, die das Einschließen

den Beamten besonders aufmerksam gemacht, auf Mr. Weller, der, einer in Pennsylvania reich begüterten Familie gleichen Namens angehörend, an der seltsamen Wahnvorstellung litt, daß er ein anderer sei, als er wirklich war, seine Persönlichkeit verleugne und sich für einen Deutschen ausbebe.

Als Mr. Weller dem Inspektor dann mit großer Ruhe auseinandersetzte, daß er, der hier unter dem Namen Weller festgehaltene, ein



Grüß' Gott, Ref!

Weller,“ meinte der Wärter, der an Weller einiges Interesse zu nehmen schien.

„Ich hoffe es,“ erwiderte dieser, nickte dem Mann zu und ging an seinem Stoc schwerfällig davon.

Mr. Weller weihte schon sechs Monate in Doktor Boltons Anstalt und hatte außer seinem Fluchtversuch und dem darauf folgenden Anfall fürchtbarer Lobsucht, wie der Doktor seinen Kampf mit den Wärtern nannte, ein ruhiges und gefälliges Wesen gezeigt — wie es den leicht Erkrankten eigen ist. Dies und seine vornehmen Manieren hatten Dr. Bolton veranlaßt, diesen Patienten öfters zu Lische zu ziehen, was auch mit

der Kranken zur Nothwendigkeit machten, bewegten sich die Patienten ziemlich frei in Haus und Park. Unter ihnen waren die verschiedensten Formen geistiger Erkrankung vertreten, die fast durchweg wenig Hoffnung auf Wiederherstellung gaben. Manche dieser Kranken wandten sich an den inspizierenden Beamten und setzten ihm auseinander, wie sehr man zu Unrecht gegen sie verführe, indem man sie hier eingesperrt halte und baten ihn, sie der Freiheit wiederzugeben.

Der Mann hörte das geduldig an und versprach lächelnd Abhilfe. Ihn waren derartige Anforderungen von Seiten Geisteskranker bekannt genug. Auf einen Pflegling hatte Doktor Bolton

Deutscher sei, den Namen Arnold von Hohenthal führe und durch ein verruchtes Bubenstück in das Irrenhaus gebracht worden sei, und ihn bat, eine Untersuchung anstellen zu lassen, hatte dieser ihm höflich versichert, daß alles in seinem Interesse geschehen solle, was geschehen könne und mit dem Doktor ein verständnisvolles Lächeln getauscht.

Die Inspektion der Anstalt verlief sehr zur Zufriedenheit des Inhabers, der Beamte berichtete äußerst günstig darüber an die Staatsbehörde. Die Bitte Mr. Wellers hatte er aufgenommen wie ähnlich lautende, immer wiederkehrende Ersuchen der Geisteskranken. Mr. Weller verjant nach diesem ergebnislosen Besuch des Inspektors in eine

erkenntbare Schwermut, die aber doch endlich wich und dem ruhigen, gleichmäßigen Benehmen Platz machte, welches er jetzt zur Schau trug.

Er las viel und trieb Musik, er war ein trefflicher Klavierpieler.

Als die Stunde des Suppers nahte, kleidete sich Mr. Weller um und suchte das Haus des Doktors auf.

Im Flur des Hauses vernahm er in dem Arbeitszimmer des Doktors die Stimme Miß Boltons, die seinen Namen aussprach; dies veranlaßte ihn, still zu stehen und zu hordchen.

„Glaubst Du nicht, daß Mr. Weller ganz hergestellt ist,“ hatte Miß Bolton gefragt.

„Mein liebes Kind,“ antwortete der Doktor, „ich fürchte, Mr. Weller wird nie gesund werden. Diese Form der Krankheit weicht nur in ganz seltenen Fällen.“

Mit finster zusammengezogenen Brauen hörte Mr. Weller dieses vernichtende Urteil an.

„Mir macht er den Eindruck eines ganz gesunden Menschen.“

„Das begreife ich. Wenn Du mehr Erfahrung hättest, würdest Du Dich durch den Schein nicht täuschen lassen. Weller ist ein gefährlicher Kranker, und ich darf ihn nicht aus den Augen lassen, jeder Augenblick kann einen Ausbruch herbeiführen, der ihm und anderen Schaben bringt.“

„Es tut mir sehr leid, das zu hören. Weißt Du, Papa, ich halte ihn nämlich, trotzdem er so gut englisch spricht, für einen Deutschen.“

„Er hat viel unter Deutschen gelebt, ist auch wohl in Deutschland gewesen, daher mag der . . . an den Ausländer erinnernde Tonfall stammen. Nein, er gehört einer bekannten, in Pennsylvania verbreiteten Familie an.“

„Wie seltsam, daß er sich für einen anderen hält.“

„Es ist dies eine dem Größenwahn verwandte, sehr schwere Erkrankung des Zerebralsystems.“

„Dummerweise, ich mag Mr. Weller so gut leiden. Ich wünschte von Herzen, daß bald die Gesundheit zurückkehren möge.“

Weller, dessen finsterer Gesichtsausdruck bei diesen Worten wich, ging rasch nach dem Speisezimmer zu, sein rheumatisches Leiden schien plötzlich verschwunden zu sein.

Er fand dort Mrs. Bolton, eine corpulente Dame mit verben Gesichtszügen, die einen harten Ausdruck hatten.

Sie empfing den Gast mit gewisser Höflichkeit, der forschende Blick, den sie auf sein Auge richtete, hatte etwas von dem des Arztes an sich, das mochte ihr wohl im Verkehr mit Geisteskranken eigen geworden sein.

Sie erkundigte sich nach seinem Befinden, und Mr. Weller versicherte sie seines Wohlseins.

Gleich darauf traten der Doktor und Miß Nelly ein.

„Ah, da ist ja Mr. Weller schon. Bitte um Entschuldigung, Sir, daß Sie mir zuvorkommen mußten, aber ich hatte eine Konferenz mit meinem ersten Assistenten,“ und er wies lächelnd auf seine Tochter.

Das junge Mädchen, das den Gast mit einem teilnahmvollen Blick begrüßt hatte, verzette: „Ich wollte, ich wäre es, und könnte allen Leidenden helfen.“

Mit freundlichem Lächeln erwiderte Mr. Weller: „Ich fühle mit Ihnen, Miß Bolton, es ist wohl das größte Glück, das dieses Leben bietet, anderen Freude zu bereiten.“

„Gewiß, gewiß,“ sagte der Doktor, „und mein Töchterchen möchte gern der gute Engel sein. Doch setzen wir uns.“

Sie nahmen am Speisetische Platz, und auf das Klingelzeichen von Mrs. Bolton wurde von einem einfach, aber elegant gekleideten Diener aufgetragen.

„Bitte versuchen Sie diesen Sherry, Mr. Weller,“ sagte der Doktor und goß dem Gaste ein „nichts Besseres vor der Wahrheit als ein Glas alter Sherry.“

Mr. Weller trank und griff dann zu Messer und Gabel.

Während einer Pause meinte Miß Bolton: „Ich hörte Sie heute die Oubertüre zum „Khalifen“ spielen, Mr. Weller, und zwar ganz vorzüglich.“

„Ich liebe die leichte, graziose Musik der Franzosen,“ erwiderte der junge Mann, „sie bereitet mir Genuß und beruhigt meine Nerven.“

Einige weitere Bemerkungen über Volkslied und seine Schöpfungen knüpften sich daran. Miß

Bolton die einen Winter in Newyork zugebracht hatte, hatte dort einer trefflichen Aufführung der „Weißen Dame“ beigewohnt.

„Musik ist eine herrliche Gabe Gottes,“ äußerte der Doktor, und sein fleischiges Gesicht strahlte, während er geschickt ein Huhn tranchierte, „das wußten schon die Juden, als sie David mit der Harpe zu dem finsternen Saul schickten.“

„Bitte, Mr. Weller, probieren Sie diesen Bordeaux, er läßt sich trinken.“ „Ich habe vergessen, Dir zu sagen,“ wandte er sich dann an seine Frau, „daß die Klingelzüge in Ordnung gebracht werden. Morrison war hier, er schickt morgen einen Arbeiter.“

„Hoffentlich einen zuverlässigen Menschen, damit wir nicht wieder Unannehmlichkeiten haben.“

„Der Mann ist so schwerhörig, daß selbst Miß Winters' musikalische Stimme wirkungslos an ihm vorüberhallen würde.“

„Desto besser!“

„Bitte, Mr. Weller, nehmen Sie etwas Chefter, nichts besser als etwas Chefter nach der Wahrheit.“

Das Mahl ging vorüber, die Hausfrau erhob sich und bat den Gast in den Drawingroom.

Mr. Weller wird uns die Freude machen und sich an das Klavier setzen,“ bat Miß Bolton, „und wenn Sie recht guter Laune sind, lassen Sie uns auch ein Lied hören, Sir.“

Weller verneigte sich und nahm Platz an dem Instrument.

Da saß der lächelnde Arzt, von Zeit zu Zeit seine weißen Zähne zeigend, die stattliche Dame mit den harten Zügen, die niemals gelächelt zu haben schien, und als einzig wohlthuende Erscheinung das hübsche Mädchen mit dem frischen, offenen Gesicht, das mit dem Elternpaar kaum etwas gemein zu haben schien.

Weller griff in die Tasten und knüpfte Melodien aus dem ewig jungen „Freischütz“ aneinander mit seltener Empfindung. Das Ensemble, in dem War flug, daß ihn das Glück verließ, und unsichtbare Mächte ihm grollen, die tröstenden Stimmen des Cäciliensängers und des Chores, das alles kam zu wunderbarer Geltung.

(Fortsetzung folgt.)

Kopfhaut und Haare.

Die bisher übliche Methode, das Haar zu pflegen, bestand in der Regel darin, morgens das Haar mit einer spirituellen Flüssigkeit, sogenanntem Haarwasser, zu besprengen, diese Flüssigkeit etwas im Haar herumzureiben und dann verduunten zu lassen. Nach dieser Prozedur ist man in der Regel sehr befriedigt, zieht seinen Scheitel und bildet sich ein, zum Spritzen und zur Konservierung der Haare das Seininge getan zu haben.

Dieses System, die Haare zu pflegen, hat gar keinen Sinn. Man vergegenwärtige sich nur, wie es in der Regel auf dem Kopf aussieht, wie die Haare in der Kopfhaut stecken, und wie sie erfahrungsgemäß zugrunde gehen.

Wie alles in der Schöpfung, ist auch der Bau des Haares, sein Halt in der Kopfhaut und sein Wachstum von wunderbarer Einfachheit. Wir versuchen das an den fünf nebenstehenden Zeichnungen klarzumachen. Bild 1 zeigt — natürlich stark vergrößert — die Vertiefung in der Kopfhaut, die für die Aufnahme des Haares bestimmt ist, den sogenannten Haarbalg, an dessen Grund man eine kleine Anolle, Bild 2, die Haarwurzel, erblickt. Am oberen Ende dieses Haarbalges sitzt, wie Bild 3 erkennen läßt, eine kleine Kalbrüse in Gestalt eines kleinen Sackes. Diese fetter das in dem Haarbalg stehende Haar (siehe Bild 4) fortgesetzt ein und erhält daselbe geschmeidig.

Es ist das dieselbe weisse Einrichtung, wie sie überhaupt für die menschliche Haut besteht, die ebenfalls fortwährend durch die Tätigkeit der Hautdrüsen mit einem leichten Fettüberzug versehen wird, der sie geschmeidig hält und auch vor äußeren Einflüssen (siehe Bild 4) schützt. Diese Einrichtung hat nun aber bei der Haut sowohl wie bei den Haaren den Nachteil, daß sehr häufig zu viel Fett produziert wird, das sich dann natürlich irgendwo niederlassen muß. Dieses Fett trocknet ein. An Gesicht und Händen, wo man diesen Ueberfluß infolge des häufigen Waschens abwaschen kann, hat man sich von jeder daran gewöhnt, diesen Ueberfluß einfach wegzuwaschen. Auf der Kopfhaut aber, wo dieser Fettüberzug nicht so in die

Augen fallen, häufen sie sich natürlich immer mehr an, und da die Haare große Staubfänger sind, bildet sich darauf sehr bald eine dicke Schicht, die den Haarwuchs beeinträchtigt.

In Bild 5 ist eine derartige Schicht angedeutet, wie sie sich auf den meisten Köpfen, die nicht regelmäßig gewaschen werden, bildet. Man sieht oben am Ausgange der Haarwurzel eine dünne Schicht, die die Grube mit der Zeit verschließt und ganz naturgemäß den Wachstumsorgan, der in der Grube erfolgen soll, einfach erstift. Es ist das die Seborrhoe (Schuppen- und Schuppenbildung).

Diese Schicht fällt sehr bald der Zerlegung anheim, und dieser Zerlegungsprozess ist es, der das Haar vor allem schädigt, der es in seiner Entwicklung hemmt und mit der Zeit zum Ausfall bringt. Dazu kommt, daß parasitäre Erreger von Hautkrankheiten in dieser Schicht einen vorzüglichen Nährboden finden, wodurch der Haarausfall weiter begünstigt wird. Wenn man das weiß, so ergibt sich die richtige Methode, das Haar zu erhalten, von selbst. Die oben erwähnte Schicht muß eben entfernt werden, damit das Haar, das natürlich nach oben drängt, ungehindert wachsen kann. Was macht der Gärtner, wenn sein Rasen mit Sand oder Sehm bedeckt ist? Er entfernt ihn einfach. Tut er es nicht, so wird sein Rasen eben nicht weiter wachsen und schließlich ersticken.

Beim menschlichen Haar ist die Reinhaltung der Kopfhaut von den Haarwuchshemmenden Fettschichten sehr einfach. Nichts weiter ist dazu nötig als regelmäßige Waschungen ganz einfach mit Wasser und Seife.

Nun muß man zwar, wie jedes Ding, auch das Waschen der Haare und der Kopfhaut mit etwas Ueberlegung bedenklichstellen. Vor allen Dingen ist nötig, daß man eine Seife nimmt, die instandebildet, diese Fettkrusten (Schuppen oder Schuppen genannt) auflösen und auch das Haar vom überflüssigen Fett zu befreien. Die Seife muß ferner einen Zusatz haben, der einen anregenden Einfluß auf die Tätigkeit der Kopfhaut und das Wachstum der Haare ausübt und gleichzeitig die parasitären Erreger von Hautkrankheiten an der Entwicklung hemmt. Als solcher Zusatz hat sich der Teer als geradezu souveränes Mittel von alters her bewährt. Sicher würden sich diese Teer-Haarwaschungen schon längst eingebürgert haben, wenn der

gewöhnliche Teer, wie er bis jetzt in Form von festen und flüssigen Teerseifen benutzt wurde, nicht zwei unangenehme Nebeneigenschaften hätte. Das ist erstens die irritierende Reizwirkung auf die Kopfhaut und dann der vielen unerträgliche penetrante Geruch. Es sind deshalb jahrelange Verjude angestellt worden, um den Teer in geeigneter Weise umzuwandeln, und es ist schließlich gelungen, diese unangenehmen Nebeneigenschaften des gewöhnlichen Rohteers mittels eines patentierten chemischen Veredelungs-Verfahrens zu beseitigen, d. h., ein fast geruchloses Teerpräparat herzustellen, das auch keine unerwünschten Nebenwirkungen mehr hat. In diesem Präparat, Pixavon genannt, wurde das längst gesuchte Teerpräparat für Kopfwuschungen geschaffen.

Das Pixavon löst mit Reichlichkeit Schuppen und Schmutz von der Kopfhaut, gibt einen prachtvollen Schamm und läßt sich sehr leicht von den Haaren herunterspülen. Es hat einen sehr sympathischen Geruch, und infolge seines Teergehaltes wirkt es direkt anregend auf den Haarboden.

Pixavon wird hell (farblos) und dunkel hergestellt. Neuerdings wird besonders Pixavon „hell“ (farblos) vorgezogen, bei dem durch ein besonderes Verfahren dem Teer auch der dunkle Farbstoff entzogen ist. Die spezifische Teerwirkung ist bei beiden Präparaten, hell sowohl wie dunkel, die gleiche.

Besonders hervorzuheben ist, daß wir es in Pixavon endlich einmal mit einem Präparat zu tun haben, das trotz seiner Ueberlegenheit zu einem sehr mäßigen Preise abgegeben wird. Eine Flasche für zwei Mark, die überall erhältlich ist, reicht bei wöchentlichem Gebrauche monatelang aus. Diese außerordentliche Billigkeit gestattet es also auch dem weniger Bemittelten, diese vernünftige und naturgemäße Haar-Kultur durchzuführen. Schon nach wenigen Pixavon-Waschungen wird jeder die wohlthätige Wirkung verspüren, und man kann daher wohl die Pixavon-Haarwäsche als die tatsächlich beste Methode zur Stärkung der Kopfhaut und Kräftigung der Haare ansprechen.

Bild 1.

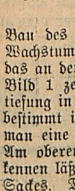


Bild 2.

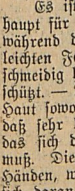


Bild 3.



Bild 4.



Bild 4.



Bild 5.

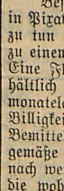


Bild 5.



Bild 5.

Wir liefern an Jedermann



Stets Neuheiten.
Motor von
Mark 2.50 an.
Verlangten
Sio sofort
Muster

Anzug-Stoffe
Paletot-Stoffe
Hosen-Stoffe
Westen-Stoffe
Damentuche

Lehmann & Assmy
Tuchfabrik, Spremberg L., Postfach Nr. 62.

Extra starke
Echte Hienfong-Essenz
(Destillat) a. Diz. Mk. 2.50, wenn 30 Fl.
Mk. 6.— portofrei.
Labor. E. Walther, Halle-S., Mühlweg 20.

Jugend-Schönheit

Garantirt
Garantirt
Garantirt

Garantirt
Garantirt
Garantirt

Garantirt
Garantirt
Garantirt

Hygienische

Bedarfsartikel. Neuest. Katalog
D. Empf. viel Aorato u. Prof. grat. u. f.
H. Unger, Gummiwerkfabrik
Berlin NW, Friedr. Strasse 91/92.

Nordpol ist der **Remonde-Fahrräder**

Garantie. Die neuen Modelle 1910 sind mustergültig in Ausführung und Konstruktion. Zahlreiche, glänzende Anerkennungs-schreiben über Tausende im Gebrauch bestmögliche Remonde-Fahrräder. Gute Gebrauchsräder mit Gummi und Doppelglockenlager von M. 45.— an. Pneumatik und Zubehörteile enorm billig. Lieferungen direkt an Private. Vier Wochen zur Probe ohne Kaufzwang. Verlangen sie umsonst und portofrei unseren neuen Pracht-Katalog. Derselbe bietet große Vorteile und vortreffliche Auswahl in Fahrrädern, Zubehör, Pneumatik, Nähmaschinen, Spinnmaschinen, Schallplatten, weibliche Zeitzer Kinder-, Sport- und Lieferwagen, Holzwaren usw. Sächsische Kinderwagen- und Fahrrad-Industrie, Zeitz 98

Uhren, Goldwaren und Musikwerke für Jedermann

Man erhält umsonst und portofrei unseren Katalog mit über 4000 Abbildungen v. Taschenuhren, Wanduhren und Weckern, Ketten, Schmucksachen aller Art. Photographische Apparate. — Geschenk-Artikel für den praktischen Gebrauch und Luxus, Sprechmaschinen u. Musik-Instrumente usw.

Wir liefern auf Teilzahlung
Der Besteller bekommt sofort die Ware, die er wünscht, und die Bezahlung geschieht in monatlichen Raten.

Wer einmal so gekauft hat, macht es stets wieder so. Siehe folgenden beglaubigten Bericht des öffentlich angestellten beidseitigen Bücher-Revisors und Sachverständigen **L. Riehl** in Berlin:

Ich bescheinige hiermit, dass von der Firma Jonass & Co., Berlin, innerhalb eines einzigen Monats 6992 Aufträge von alten Kunden, d. h. solchen, die schon vordem von der Firma Ware bezogen haben, ausgeführt worden sind. In der vorstehenden Zahl 6992 sind nur die Bestellungen enthalten, die der Firma schriftlich von den Kunden selbst überschrieben sind. Die Firma hat nicht gerechnet sind die durch Agenten und Reisende an frühere Kunden gemachten Verkäufe. Ich habe mich durch Prüfung der Bücher und Belege von der Richtigkeit überzeugt.

Berlin, den 18. Februar 1910.
gez. **L. Riehl**, beidseitiger Bücherrevisor und Sachverständiger.

Viele Tausende Anerkennungen.
— Hunderttausende Kunden. —
Jährl. Versand über 25 000 Uhren.
Zusendung des Katalogs umsonst und portofrei.

Jonass & Co., Berlin SW. 214
Belle-Alliance-Strasse 3.
Vertrags-Lieferanten vieler Vereine.

Christbaumständer
Gepründet 1889

Ich habe grosse Posten garantiert echte

Straussfedern

lagernd, welche nicht so breit sind, nur 10—15 cm. Dieselben werden an jedermann verkauft und kosten ca. 40 cm lang M. 1.—, ca. 45 cm lang M. 2.—, ca. 1/2 m lang M. 3.—, Prima Federn 1/2 m lang 30 cm breit kosten M. 10.— das Stück. Alle Federn sind fertig zum Aufnähen auf den Hut, was jede Frau selbst ausführen kann.

Grosse Posten zurückgesetzte Huthüten und Hüter 100 Dtz. nur M. 5.—, 100 m Papier-Ranken nur M. 4.—, 100 m Herbstweilfranken nur M. 18.—.

Manufactur
künstlicher Blumen und Straussfederhandlung
Hermann Hesse, Dresden, Scheffelstrasse 10/12.

Elektrisiere dich selbst! Broschüre und Preisliste umsonst. Einfache und schnellste Heilweise.

Schoene & Co., Frankfurt a. M. 41.

Magerkeit.

Schöne, volle Körperformen, wundervolle Witte durch unser orientalisches Kraftpulver „Sibireria“, gefällig geschmückt, preis-gekrönt in Paris, Brüssel, London 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6-8 Wochen bis 20 Pfund Zunahme, garantiert un-erlöschlich, streng veell — kein Schwindel. Viele Sanftschreiber. Section mit Gesundheitsanmeldung 3 Bfl. Postanweisung ohne Nachn. ggf. Berol. Hygienisches Institut
D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzerstr. 66.

Harmonikas sowie sämtl. andere Musikinstrumente in 46.800 verschied. Nummern



auf mehreren Weltausstellungen preisgekr. Zugliche Qualitätsarbeiten. Harmonika-Fabrik geogr. 1872
Ernst Hess, Klingenthal i. S. No. 533
Reichhaltig. Prachtvoll. an jedem umsonst!

Kgr. Sa. Maschinen- u. Elektrotechnik. Ing., Techn., Werkzeug. Auto- u. Flugtechnik. Brückerb. Lehrfabrik. Pgr. fr.

Technikum Hainichen

Wilhelm Paulus, Markneukirchen i. S. No. 568

Anerkannt vorzüglichste Musikinstrumente jeder Art zu billigsten Preisen



Illustr. Katalog gratis

Korpulenz-Fettleibigkeit

wird beseitigt durch „Tonola“. Preisgekrönt mit gold. Medaillen und Ehrendiplomen. Kein starker Leib, keine starken Hüften mehr, sondern schlank, elegante Figur und graziose Taille. Kein Heilmittel, kein Geheimmittel, lediglich ein Ernährungsmittel für zwar korpulente, jedoch gesunde Personen. Keine Diät, keine Aenderung d. Lebensweise. Vorzögl. Wirkung. Paket 2,50 M. fr. geg. Postanweis. od. Nachn. Fabrik: **D. Franz Steiner & Co., Berlin 28, Königgrätzer Strasse 66.** Verkauf d. Apoth., Generaldepot u. Versand: **Witte's Apotheke, Berlin, Potsdamerstr. 84a.**

Echt nur bei mir.

Warne vor Nachahmungen!

Anna Csillag

bin selbst die Berlin-ferin meiner

Haar- u. Bartwuchspomade

vermehrt, wellberühmt seit über 25 Jahren unübertroffen. Ciegel in 2, 3, 5 u. 8 Markt. Günstiger Erfolg bei regelmäss. Gebrauch. Man lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden. Echt nur Berlin, Friedrichstr. 3, erhältlich.

Anerkennungs- und Dankschreiben aus allen Weltteilen liegen vor. Verlangt gegen Nachnahme od. Voreinlösung des Betrages aus der Fabrik.

Anna Csillag, Berlin 234, Krausenstrasse 3.

Anerkannt sehr leistungsfähig ist die Welt-Firma

Gebrüder Rauh Gräfrath bei Solingen.

Stahlwarenfabrik und Versandhaus i. Ranges. Versand direkt an Private.

Nachstehende Waren versenden wir **30 Tage zur Probe!**



Glücks-Huf

Geschlossen Gesetlich geschützt.

Abbildung in natürlicher Grösse.

Sportbörse „Glücks-Huf“

Elegant! Praktisch! Bequem und haltbar! In der Tasche nicht auftragend, daher sehr angenehm im Tragen.

No. 6320. Herren-Portemonnaie

aus braunem, fein genarbtm Mouton-Leder, mit breitem, gut verrietheltem Bügel in Hufeisenform. Vorderseite der Börse mit hochhehler Pfostenklopf-Pressung. Rückseite mit Billettasche, innen mit Goldbehälter, Banknotentasche und Goldtasche, mit Extra-Verschluss. Der innere Deckel dient als Zahltasche, da sich der Inhalt des Goldbehälters bequem hineinschütten lässt.

Preis nur **Mark 1,30** per Stück.

Zwei Buchstaben oder ein Monogramm in Golddruck in das Leder gepresst, kosten 10 Pf., der ganze Name 20 Pf.



ca. 9 cm lang.

No. 1908. Vexier-Nickor Taschenmesser „Corona“

ges. gesch., nur bei uns zu haben, prima Qualität, feststeh. Klinge. Hirschhornheft per Stück nur **Mk. 1.50.**

Versand unter Nachnahme oder gegen Vorauszahlung des Betrages.

Garantieschein. Nicht gefahnde Waren tauschen wir bereitw. um od. zahl. Betrag zur.

Wir bitten genau auf unsere Firma und Fabrikmarke zu achten.



BRILLANT

Eingetragene Fabrik Marke

Umsonst u. portofrei, man unseren grossen illustrierten Pracht-Katalog, Auswahl enth. Warenlager im Werte von ca. 1/2 Millionen Mark. Der Welturf unserer Firma bürgt dafür dass nur elegante, gediegene und preiswürdige Ware zum Versand kommt. Tausende Anerkennungs-schreiben loben die Güte und Qualität unserer Waren.

Bel Sammel-Aufträgen Extra-Vergünstigungen.

Bei Bezug von Waren bitten wir höflichst sich stets auf dies Blatt zu berufen.